

## Recensionen und Referate.

**Gegen den Materialismus.** Gemeinfassliche Flugschriften. Unter Mitwirkung von M. Carrière, C. v. Du Prel, C. Gerster, O. Hansson, O. v. Leixner, A. Ullrich herausgegeben von Hans Schmidkunz. — No. 1: **Materialismus und Aesthetik.** Eine Streitschrift zur Verständigung. Von M. Carrière. 44 S. — No. 2: **Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt.** Von Gustav Buhr. Mit einem Vorwort von Dr. Theodor Ziegler. 30 S. — No. 3: **Der Materialismus in der Literatur.** Von Ola Hansson. 35 S. Stuttgart, Verlag von C. Krabbe. 1892. à No. 0,75.

Es ist eine offenkundige Thatsache, dass seit mehr als einem Jahrhundert über die abendländische Cultur eine Weltanschauung immer grössere Herrschaft gewonnen, welche den wohlbekannten Namen der materialistischen trägt. Der politische Liberalismus hat sie unterstützt, weil sie ein kräftiger Bundesgenosse im Kampfe „gegen alte religiöse und gesellschaftliche Ideale“ war und als „Cult der materiellen Interessen“ das ganze Leben in ihre Kreise zog. „Selbst das Land der Dichter und Denker hielt nicht — und vielleicht am allerwenigsten — Stand.“ Die Folgen dieser Bundesgenossenschaft machen aber allmählich selbst diejenigen, welche ihre Freude an der Bekämpfung des Uebersinnlichen und Uebernatürlichen hatten, bedenklich. Denn der ursächliche Zusammenhang jener Weltanschauung mit den verschiedensten socialen, ethischen, wissenschaftlichen Zuständen unserer Zeit tritt immer deutlicher hervor. Die „Hüter des Geistigsten im Menschen, der wissenschaftlichen Erkenntniss“, welche zu allererst berufen wären, hier Einhalt zu gebieten, sehen wir an der Spitze dieser widergeistigen Bewegung. Unter solchen Führungen wanken heute die einst festesten geistigen Güter. Kaum dass noch eines feststeht — der „Fels der Religion“. Der Gegendruck, welchen diese Herrschaft des Materialismus über unsere Cultur seit jeher zu erfahren hatte, wächst daher in den letzten Jahrzehnten immer mehr

an. Diesen Gegendruck öffentlich auszusprechen und zu fördern, ist der Zweck des im Titel genannten Unternehmens. In den Flugschriften sollen alle diejenigen Gruppen des heutigen Lebens zum Wort kommen, die an der Bekämpfung des Materialismus ein sachliches Interesse haben. Das Unternehmen soll daher in allen „Facultäten“ wurzeln, auf dass ein vollständiges Bild des heutigen Widerspruchs gegen den Materialismus gegeben werde. Als das Grundwesen des Materialismus wird aber die einseitige Würdigung der körperlichen, materiellen Erscheinungen über den seelischen oder geistigen bezeichnet.

Wir können uns nur freuen, wenn die heutige Wissenschaft, welche nicht ohne Grund als die Mutter des religiösen und sittlichen Niedergangs in weiten Kreisen des Volkes an den Pranger gestellt wird, den ernstlichen Versuch macht, den Fehler so weit als möglich wieder gut zu machen. Wir wollen auch darüber wegsehen, dass im Programm die Religion nicht bloß politischer Rücksichten beschuldigt, sondern auch im kirchlichen Leben die Gefahr gefunden wird, durch eine Ausbreitung des Cultus in's Sinnliche, Leibliche, Aeusserliche, vielleicht selbst Finanzielle, ein Hort des Materialismus zu werden, durch dogmatische Formeln ein selbständiges Seelenleben zu ersticken und so den „Materialismus des Dogmas“ grosszuziehen, der mit dem „Dogma des Materialismus“ auf einem Baume wächst. Denn die Flugschriften dringen wenigstens in Kreise ein, welche der theologischen Apologetik grösstentheils unzugänglich sind, und können dazu beitragen, dem gebildeten Publicum zu zeigen, dass auch noch andere Leute als die Theologen den sumpfigen Boden des Positivismus und Materialismus für ungesund und geisttödtend halten.

Ad I. Von den drei uns vorliegenden Flugschriften sind zwei gegen den bis zum Hässlichen fortgeschrittenen Realismus und Naturalismus in der Kunst und Literatur gerichtet. Wie nothwendig eine solche Reaction ist, weiss ein jeder, der einmal moderne Kunstaustellungen besucht und sich einigermassen mit der zahlreichen Romanliteratur bis zu Zola und Ibsen bekannt gemacht hat. Carrière hat schon früher gegen diese Bestrebungen seine Stimme erhoben. Da er den betreffenden Kreisen ziemlich nahe steht, so muss das düstere Bild, welches er in der Vorrede entwirft, gewiss dem Leben seine Farben verdanken. Er sieht die Gefahr nahe, dass der praktische Materialismus zur Sinnenlust und Selbstsucht wird und zu einer Halbbildung führt, die ihre Geistesfreiheit zu erweisen sucht, wenn sie von den kirchlichen Satzungen zur Dogmatik des Unglaubens übergeht und sich von den Pfaffen des Atheismus beschwindeln lässt, welche alle Ideale zu Illusionen verflüchtigen. Und dann wird gar leicht mit der Leugnung der Freiheit und des Gewissens aller sittliche Halt verloren, der theoretischen Selbstverthierung folgt die praktische auf dem Fuss und „jenseits von Gut und Böses“ brechen die Greuel der

Anarchisten hervor, sobald nur einmal die Kinder nicht mehr in christlicher Zucht und Sitte, sondern in der Ueberlieferung aufwachsen: Gott und Gewissen sind in's Fabelbuch geschrieben; — da wird die Bestie im Menschen losgekettet und der Krieg aller gegen alle bereitet der Gesellschaft ein Ende mit Schrecken.

Der Idealrealismus des Verfassers, eine Art theistischer Monismus, wird freilich diese Folgen nicht abwenden können. Das All als ein System wirkender Kräfte und die Atome als Kraftcentren mögen zu einer dynamischen Weltanschauung genügen, aber die Seele, welche der Verf. so beredt als Grund der Schönheit und des Verständnisses der Schönheit zu preisen weiss, die Freiheit, ohne welche das geistige sittliche Leben nicht bestehen kann, die Organisation, Symmetrie und Zweckmässigkeit, die er gegen „Se. Majestät den Zufall“ nachdrücklich vertheidigt, können daraus nicht erklärt werden. Der Materialismus leugnet das Centrum der Aesthetik, die Seele als bildende Kraft in der organischen Natur wie im Reiche des Geistes, aber welche Vorstellung von dieser bildenden Kraft bleibt dem Monismus übrig? Haben die Materialisten Recht, jene dualistisch-spiritualistische Auffassung zu leugnen, nach welcher eine zeit- und raumlose Seele doch in dem zeitlich-räumlichen Körper wirken soll, haben sie ein Recht, wenn sie gegenüber aller gesetzlosen Willkür, allen Durchlöcherungen des Naturzusammenhanges die Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze behaupten, so werden sie sich auch nicht bekehren lassen, wenn man ihnen sagt, dass im Begriff der lebendigen Kraftthätigkeit sich das Einheitliche, Centrale finde, aus welchem ebenso in der Wechselwirkung der Kräfte die materielle Welt nach aussen, wie die geistige Welt nach innen hervorgebracht werde. Immerhin ist damit die Unmöglichkeit der Welterklärung ohne eine höhere Kraft gut dargestellt. Der aufmerksame Leser wird von selbst zu weiteren Folgerungen veranlasst und auch zur Unterscheidung zwischen Willkür und weiser Anordnung, zwischen dem Eingreifen des Schöpfers in der Wunderthätigkeit und der planlosen Durchlöcherung des Naturzusammenhanges geführt werden. Dazu werden auch die Bemerkungen über das Verhältniss der Kunst zur Natur — die Kunst Natur  $+ x$  —, und zum Milieu überhaupt beitragen, wenn auch für den katholischen Leser die Schilderung der sittlichen Zustände zur Blüthezeit der italienischen Kunst, in welcher die unbelegte Aeusserung eines Papstes über die Fabel von Christus die Tendenz des Verfassers errathen lässt, nicht gerade Vertrauen zu erwecken geeignet ist. Von den Männern der Kirche gilt doch vor allem, was der Verf. zum Schlusse sagt: „Die aber ihre Kniee nicht vor Baal, dem Modegötzen, beugen, die werden bestehen, ihnen selbst und dem Volke zum Heile.“

Ad 3. HANSSON berührt sich in vielen Punkten mit Carrière, nur macht er die Anwendung auf die Literatur. Dabei geht er vor allem

von schwedischen Verhältnissen aus, geißelt aber die moderne naturalistische Richtung in Berlin gleichfalls nach Gebühr. Der Abschnitt im Menschheitsleben, der jetzt zu Ende geht, ist ihm die Epoche der Nüchternheit, der dogmatischen Nüchternheit. Der Geist war lauter Verstand. Er war der Gegensatz gegen das, was gerade das einzige ist, das Leben hat und Leben zeugen kann und sich in sich selbst zu entwickeln und über sich selbst hinauszugelangen vermag: Der Organismus. Mit Recht weist der Verf. auf den Zusammenhang zwischen der Philosophie und Dichtung der Gegenwart, zwischen dem naturwissenschaftlichen Materialismus und dem objectiven Naturalismus hin. Beide haben ihr Grundprincip und ihre Daseinsberechtigung von derselben Weltanschauung abgeleitet, und vor allem hat die moderne Literatur bei ihrer Schwester, der modernen Philosophie, sich die meisten Leibgerichte geholt. Es wäre sehr erfreulich, wenn die moderne Gesellschaft sich von der hier nachgewiesenen radicalen Wesensverschiedenheit zwischen einer materialistischen Weltanschauung und der Schönliteratur überzeugen liesse. Es sollte eigentlich selbstverständlich sein, dass das dichterische Vermögen, welches die Alten als eine Gabe der Götter betrachtet haben, ausserhalb der Sphäre der materialistischen Weltanschauung liegt.

Ad 2. Das zweite Flugblatt hat eine symptomatische Bedeutung. Es enthält die mystische Weltbetrachtung eines Weissgerbergesellen, der, 1854 in Schlesien geboren, gegenwärtig in einer Lederfabrik zu Durlach in Arbeit steht. Ziegler findet hierin den Beweis, dass die Arbeiterwelt nicht im ganzen materialistisch sei. Er sieht in Buhr den Typus eines Arbeiters, wie er auch P. Göhre nicht vorgekommen zu sein scheint, den Typus eines philosophischen. „Dieser Selbstdenker hat sich von dem dogmatischen Christenthum offenbar ebenso entschieden losgemacht und abgewendet wie so viele seiner Standesgenossen; aber er sucht den Ersatz dafür, „den Frieden“, nicht wie diese in gewissen, zur christlichen Weltanschauung im Gegensatz stehenden Resultaten der Naturwissenschaft, sondern in der Philosophie, und er kommt durch sie nicht zu radicalen, sondern zu wesentlich positiven Ergebnissen.“ Die Lectüre des Arbeiters, welche sich auf einzelne Schriften von Fichte, Kant, Schleiermacher, Cicero, Seneca und — Stern in Stuttgart erstreckt, lässt diese positiven Resultate allerdings zum voraus verdächtig erscheinen. Doch beweisen diese Betrachtungen über Gott, den Menschen und die Welt, dass der Arbeiter in der Lösung der wichtigsten Probleme des menschlichen Daseins den inneren Frieden gesucht hat. Gott ist ihm die Vollkommenheit, welche die Vernunft concentriren, in ein Ich zusammenfassen muss. Dieses Ich kann man Gott nennen. Als Höhe der Schöpfung, da wo sich das Werk der Allmacht und Allweisheit im Menschengest mit der reinen Vollkommenheit zu berühren vermag, geht mit dem Menschen der menschliche Geist hervor. Die Abhandlung über

die Welt ist nicht kosmologisch, sondern anthropologisch und socialistisch ausgeführt. In der Welt gibt es nur einen einzigen allgemeinen Kampfespreis; um ihn kämpft von Anbeginn jeder einzelne Mensch mit seiner ganzen Kraft; dieser Preis ist 'das Wohlergehen. Wohlthuend berührt die, vielleicht aus Kant und Schleiermacher geschöpfte, Bescheidenheit hinsichtlich der Grenzen des Wissens. Wer in triumphierendem Tone sagt, er sei ein Freigeist, meint der Arbeiter, der ist ein Grossmaul. Der Mensch muss sich bescheiden; den Vorgang des Denkens kennt er nicht; auch von keinem Ding weiss er was es eigentlich ist. Der Mensch thut gut, wenn er dem Ende menschlichen Wissens den Anfang der Dinge nahelegt und den Anfang Allmacht und Weisheit heisst.

Schwerlich wird in dieser Philosophie die Lösung des socialen Problems gefunden sein. Auch wenn man die Arbeiterwelt mehr an den ästhetischen Genüssen der modernen Bildung, welche die Religion vieler in den höheren Kreisen bildet, theilnehmen lässt, wird ihr „Wohlergehen“ nicht vom Weltschmerz unberührt bleiben, aber dass auch in der Arbeiterwelt ein nicht zu unterschätzendes Bedürfniss für eine weitere Ausbildung vorhanden ist, zeigt jedenfalls diese „Plauderei.“

Tübingen.

Dr. P. Schanz.

**Idee und Perception.** Eine erkenntnistheoretische Untersuchung aus Descartes. Von K. Twardowski. Wien. Konegen. 1892. 8°. 46. S.

Der Zweck der vorliegenden kleinen Schrift ist die Feststellung des Verhältnisses von Idee und Perception bei Descartes. Der Vf. nimmt Stellung gegen Koch und Natorp, welche diesen Unterschied nicht beachteten, und gegen Bolzano und Knoodt, welche beide identificirten, schliesst sich aber auch nicht vollends an Arnauld an, welcher — unseres Erachtens ganz richtig — die Perception als Vorstellungsact, die Idee als Vorstellungsinhalt definirte. Der Vf. übersetzt ‚idea‘ mit Vorstellung, ‚perceptio‘ mit Wahrnehmung, und zeigt deren Unterschied weiter darin, dass die ‚idea‘ die Materie und Bedingung des Urtheils, die ‚perceptio‘ dagegen die Ursache (ratio) des Urtheiles sei. Da aber die Wahrnehmung „eine sinnliche und nichtsinliche“ sein soll (p. 17), so hätte es sich empfohlen, eine genaue unzweideutige Bestimmung von „Vorstellung“ und „Wahrnehmung“ zu geben. In den weiteren Auseinandersetzungen über die klare und deutliche Perception und über die klare und deutliche Idee tritt der Vf. ebenfalls der gewöhnlichen Auffassung, wie sie auch bei Knoodt und Koch sich findet, entgegen, vielleicht mit mehr Scharfsinn, als Erfolg. „Mit der Deutlichkeit ist sowohl bei der Vorstellung als auch bei der Wahrnehmung derselbe

Sinn zu verbinden; nicht so verhält es sich mit der Klarheit“ (p. 37). „Deutlich ist jede Vorstellung (ebenso die perceptio), welche gegen alle andern genau abgegrenzt ist“; (p. 32) „klar ist die Vorstellung, wenn ihr das wesentliche Merkmal nicht fehlt“; klar ist dagegen die Wahrnehmung, wenn sie, „bezüglich ihres Gegenstandes eine vollständige“ ist (p. 37). Richtig ist, dass die klare und deutliche Perception bei Descartes soviel bedeutet, als evident; dadurch findet dann aber auch der gewöhnliche Vorwurf gegen D. seine Bestätigung, dass sein Kriterium der Wahrheit zu subjectiv sei. — Darin können wir dem Vf. nicht zustimmen, dass D. in dem Gottesbeweise und in dem Beweise seiner „regula“ (Kriterium) sich nicht eines Zirkelbeweises schuldig mache, (p. 7); ebensowenig darin, dass die moderne Theorie von der Sinneswahrnehmung (p. 18) „mit Bestimmtheit behauptet“ werden könne, da in ihr der wesentliche Unterschied zwischen sinnlicher und geistiger Erkenntniss wegfällt; endlich ist es nicht die Ansicht von D., dass „die Gesammtheit der physischen Phänomene die Persönlichkeit ausmachen“ (p. 28). Die Schrift hat viel Anregendes, zeigt ein eifriges, reges Forschen auf philosophischem Gebiet, liest sich mit grossem Interesse und bewahrt auch der aristotelisch-scholastischen Lehre gegenüber einen anerkennenden Ton.

Pressburg (Ungarn.)

Carl Ludewig, S. J.

**Grundzüge des Systems der articulirten Phonetik.** Znr Revision der Principien der Sprachwissenschaft. Von K. Borinski. Stuttgart, Göschen. 1891. *M.* 1,50.

Phonetik ist dem Vf. mehr als Sprachwissenschaft. Sie gründet sich auf den von lebenden Wesen mit bestimmt bezeichnender Wirkung hervorgebrachten Schall. „Es handelt sich also in einer phonetischen Wissenschaft um akustische Semantik. Und zwar — da eine solche zunächst nur einen Ausschnitt aus der allen Sinnen gemeinsamen natürlichen Zeichenvermittlung darstellt — um eine technisch bestimmte und darum eindeutige Verwendung der Schallbezeichnung, um die darauf angewandte Systematik.“ Dieser weiten Fassung des Wortes entsprechend umfasst es nicht bloß die Sprache, sondern auch den Gesang.

„Wir unterscheiden gegenwärtig zwei grosse Gebiete solcher phonetischen Systematik, das der melischen Phonetik (Musik), und das der articulirten Phonetik (Sprache.) Thatsächlich sind auch jene Gebiete, wie es historisch erweisbar ist, ursprünglich völlig oder mindestens nahezu eines gewesen, wie jetzt noch bei niedriger oder zurückgebliebener Cultur. Von ihren elementaren praktischen Vorstufen an als Sing- und Sprachlehre bis zu ihrer höchsten Erhebung in der Darlegung der in ihrem

Vorwurf zur Geltung kommenden Systematik hat phonetische Wissenschaft in ihren beiden Zweigen dieselbe Aufgabe.“

Der Vf. wendet sich nun in dieser Schrift der Sprachphonetik zu, und sucht deren Grundelement, den articulirten Laut, genauer zu bestimmen. „Der Laut ist nicht etwa ein bloß physiologisch bedingtes Geräusch. Es ist kein thierischer und von Haus kein pathologischer Schrei. Der Vorzug des articulirten Lautes, den er mit dem Tone theilt, ist der, dass er für sich, bei allem Schwanken und Uebergehen der Betonung in der Auffassung der sich durch diese Articulation verständigenden Individuen, eine feste Stufe einnimmt, bezw. mehrere solcher Stufen bindet.“ Einen unbestimmten Vocal, wie ihn z. B. Lepsius suchte, gibt es nicht. Allerdings ist die Qualität der Stimmbewegung continuirlich, d. h. stetig übergehend und somit unbestimmt. „Dies aber ist Articulation, dass zwecks einer Bezeichnung Discretion in diese Continuität hineingebracht und demgemäss wahrgenommen und aufgefasst wird.“ Wie aber ist diese Discretion bewerkstelligt worden? Drei Richtungen sind in der Beantwortung dieser Frage zu unterscheiden: Die grammatische, welche die Laute nimmt, wie sie traditionell überkommen sind, die physiologische untersucht die Stellungen des Sprechapparates bei der Hervorbringung eines Lautes, die physikalische untersucht die Schwingungen, welche den Ton erzeugen. Nicht die Klangfarbe, auch nicht die Höhe oder Tiefe allein, sondern „erst die in der Schallwelle mitschwingenden Theilwellen, deren je nach der Natur des Schalles verschiedene vorherrschen, und die in unserer Auffassung unter einer einheitlichen Resultante subsumirt werden (Ohm'sches Gesetz): erst sie vermitteln der qualitativen Unterscheidung das auch in der Welt des Gehörs so merkwürdig spezifische Characteristicum.“

Sodann geht der Vf. zu den Verhältnissen des Lautwandels über, bei welchem er dem Accente die entscheidende Rolle zuschreibt. „Denn der Accent, als eigentliches Lebensprincip der Sprache, ist ganz folgerichtig zugleich ihr destructives wie ihr constructives Element, und als solches tritt es dann, wie die Entwicklung gerade der Tempora und Modi zu belegen scheint, mitunter ganz greifbar in Wirksamkeit.“ Wenn Andere beim Lautwandel vielmehr das Princip der Analogiebildung betonen, so bemerkt B. dass die Principien der lautlichen Analogie keine rein phonetischen, „keine materiell lautbestimmenden und lautverändernden Factoren sind, sondern solche, aus denen Phonetik überhaupt erst folgt; keine Grundbedingungen des Bezeichnungsmaterials, sondern der Bezeichnung selber, morphologische (architektonische) Principien der Sprachbildung.“

Diese phonetische Architektonik hat sich bei verschiedenen Völkern verschieden entwickelt und zwar in der Musik ganz parallel mit den aufsteigenden Sprachstufen. „Wir benennen sie daher mit gemeinsamer

Terminologie, der functionellen Sonderung des psychischen Vorgangs entsprechend: 1) die individualisirende (isolirende), 2) schematisirende (agglutinirende), 3) organisirende (flectirende) und 4) generalisirende (allgemein analogisirende) Stufe.

Die letzte und wichtigste Frage der Sprachwissenschaft ist die über den Ursprung der Sprache. Folgendes sind im Anschluss an obige Auseinandersetzungen die Grundgedanken des Vf.'s.

Das Alterthum hat viel tiefer in dieser Frage gesehen, als unsere Zeit: es war ihm klar, dass Sprachbildung im weitesten Sinne ein dichterisches Vermögen, dass der Einzelne, der Dichter der eigentliche Sprachschöpfer sei. Wir bedürfen nicht des Darwinismus, weder der Physiologie noch sonst einer Naturwissenschaft, sondern der Philologie möge nur Poetik und Rhetorik studiren. Wenn man statt der unfruchtbaren Streitigkeiten über nominale oder verbale Grundbildung, statt der thierischen Interjectionstheorie und der kindischen Onomatopösie sich lieber in das Wesen poetischer Figuren-, Formen- und Stillehre versenken wollte, wenn man einmal gründlich und methodisch den inneren Normen in Wechselwirkung mit den äusseren Einflüssen nachzugehen versuchte, die den Wortgebrauch auf allen Gebieten bei allen Völkern zu allen Zeiten bestimmt, wenn man syntaktische Analysen, aber systematisch im psychologischen und ästhetischen Sinn anstellte, welche Vers und Prosa, die Motive individueller Willkür und die Effecte künstlerischer Norm gleichmässig berücksichtigen, so würde man bei systematischem Zusammenwirken der Forscher zu der überraschenden Erkenntniss gelangen, „dass es dieselben Momente sind, die der Schöpfung des Wortes wie seiner künstlerischen Verwendung zu Grunde liegen, dass der Ursprung der Sprache zu allen Zeiten vor uns liegt in den Schöpfungen der Poesie. Man würde erkennen, was »das Wort im Anfange« nicht etwa war, sondern noch immer ist: keine mystische Botschaft, herabgesandt aus höherer Welt, kein thierischer Schrei, gemodelt am Gängelband physiologischer Mechanik, sondern freie Schöpfung, *ποίησις*, des Menschen. Ja, das Wort ist thatsächlich nichts anderes und kann nothwendiger Weise gar nichts anderes sein, als das uns gerade aus den Urzeiten der Poesie, nicht zufälliger Weise, so wohlbekannt »stehende Epitheton«, bzw. die stehende Periphrasis, und alle seine Wandlungen sind zu erklären aus den beiden absoluten, d. i. stetig wirksamen geistigen Factoren, die in der Bestimmung und Veränderung der Künste und mit ihnen aller Cultur beständig sich die Waage halten: dem absoluten Streben nach Verdeutlichung (Differenzirungsbestreben) und dem ebenso absoluten Streben nach Einheit in der Bezeichnung (Ausgleichsbestreben).“

Diese auf den höchsten Höhen der Sprachwissenschaft sich bewegendes Ausführungen bekunden eine ausserordentliche Vertrautheit mit

dem unermesslichen Gebiete dieser Wissenschaft, müssen aber wegen ihrer abstracten Allgemeinheit nicht blos weiteren Kreisen unzugänglich bleiben, sondern werden auch auf die concrete Forschung wohl wenig Einfluss zu üben vermögen. Dabei bleibt der Grundgedanke, dass die Sprachbildung poetisches Schaffen sei, immerhin sehr bedenklich; denn etwas ganz anderes ist es, das bereits gegebene Sprachmaterial zu verarbeiten, und wesentlich etwas anderes, es zu schaffen.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

**1. Gottesbeweise.** Eine Ergänzung zu „Edgar“ oder „Vom Atheismus zur vollen Wahrheit“. Von L. von Hammerstein S. J. Trier, Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei. 1891. 253 S. *M.* 2,50.

**2. Darwin's Grundprincip der Abstammungslehre.** Von Jos. Diepolder. Freiburg i/Br., Herder. 86 S. *M.* 1,20.

Die Besprechung dieser zwei Publicationen geschieht hier aus zwei Gründen gleichzeitig: einmal, weil dieselben dem Recensenten zugleich übersendet worden sind, sodann auch aus dem Grunde, weil der Inhalt wenigstens theilweise verwandt ist, denn in beiden wird die Darwin'sche Descendenztheorie bekämpft, jedoch mit dem Unterschied, dass in dem ersteren Buch die Kritik des Darwinismus nur einen Theil, im zweiten aber den ganzen Inhalt bildet.

**Ad 1.** Selten hat der Verfasser dieser Recension ein zu besprechendes Buch so rasch, wie dieses, und mit solchem Interesse vom Anfang bis zum Ende durchgelesen.

Die hohe Wichtigkeit des Inhaltes und die kunstvolle dialektische Darstellungsform wirken zusammen, um die Lectüre dieses Buches ebenso belehrend als anziehend zu machen.

Was die Darstellungsform betrifft, so ist zu bemerken, dass die Einwendungen gegen die Gottesbeweise und die Vertheidigung derselben gegen jene Einwendungen in einer Reihe von Briefen, welche anfangs zwischen dem Verfasser des Buches und einem protestantischen Pastor, später zwischen dem Verfasser und einem ungläubigen Candidaten der protest. Theologie gewechselt wurden, auseinandergesetzt sind. Recensent las einen grossen Theil des Buches in der Meinung, dass ein wirklicher Briefwechsel dem Buche zu Grunde liege, später jedoch wurde diese Meinung erschüttert durch zwei Umstände, erstens weil der Autor im Vorwort von einem solchen Briefwechsel nichts erwähnt, sodann weil keiner der Briefe ein Datum hat.

Mag übrigens der erwähnte Briefwechsel ein wirklicher oder blos ein fingirter sein, immerhin ist diese Darstellungsform für das Buch

insofern vortheilhaft, als sie dazu beiträgt, das Interesse des Lesers immer wieder aufs neue anzuregen und zu spannen. Der Leser wird gleichsam zum Zuschauer eines dialektischen Zweikampfes gemacht und ist auf den Ausgang gespannt. — Der Ausgang, um dies gleich jetzt zu bemerken, ist dieser, dass der ungläubige Student zwar dialektisch vollständig geschlagen, aber nicht bekehrt wird und einige Monate später durch einen Revolverschuss sich selbst entleibt; aber der Freund dieses Studenten, der Sohn des oben erwähnten Pastors, wird durch jenen Briefwechsel, von dem er Kenntniss hat, vom Unglauben zum Gottesglauben zurückgeführt.

Der Aufzählung und Ausführung der Gottesbeweise ist die Erledigung einiger Vorfragen vorausgeschickt, unter welche die Frage nach der Geltung und Anwendung des Causalitätsprincips die erste Stelle einnimmt. An drei verschiedenen Stellen des Buches, nämlich S. 11, dann S. 45 f. und S. 221 kommt der Autor auf dieses Princip zu sprechen. Recensent ist jedoch der Ansicht, dass der Autor besser gethan hätte, wenn das, was erst gegen Schluss des Werkes S. 221 f. zu Gunsten der Anwendung des Causalitätsprincips im kosmologischen Beweis gesagt ist, schon dort, wo jenes Princip gegen Kant vertheidigt wird (S. 11), vorgebracht worden wäre, weil gegen das, was S. 11 über und gegen Kant gesagt ist, eingewendet werden kann, dass Kant damit nicht getroffen sei. Der Autor verweist nämlich an der bezeichneten Stelle auf Erfahrungsthatsachen, aus welchen hervorgeht, dass der Mensch mit logischer Nothwendigkeit nach der Ursache von Veränderungen oder Erscheinungen fragt, wogegen man nach Kant's Lehre nach einer Ursache nicht fragen dürfte. Ein concretes vom Autor gebrauchtes Exempel ist dieses: Da trete ich z. B. an einem Wintertage in einen warmen Raum. „Ist hier geheizt?“ frage ich alsbald. „Nein“, sagt man mir. „Woher denn die Wärme?“ frage ich. Die Antwort lautet: „Mein Herr! Sie haben wohl nie Kant's Kritik der reinen Vernunft studirt, sonst müssten Sie wissen, dass das Causalitätsprincip nur eine subjective Denkform unseres Geistes bildet, welchem die objective Wirklichkeit nicht zu entsprechen braucht. So ist es hier im Zimmer warm, ohne dass eine Ursache für die Wärme vorläge.“

Gegen diese Bekämpfung der Kant'schen Lehre vom Causalitätsprincip kann eingewendet werden, dass Kant nirgends sagt, nach einer Ursache gegebener Thatsachen oder Veränderungen dürfe man nicht fragen, dass er vielmehr das Princip der Causalität im Bereiche der Erfahrung ausdrücklich anerkenne. In der zu Leipzig 1838 erschienenen Gesamtausgabe der Werke Kant's Bd. II S. 205 sagt er: „Der Grundsatz des Causalitätsverhältnisses gilt von allen Gegenständen der Erfahrung.“ Das besondere Beispiel von der Zimmerwärme infolge der Heizung, welches, wie wir sehen, von Hammerstein gegen Kant anführt, findet

sich auch in Kant's Kritik (Werke, Bd. II S. 206) mit folgenden Worten: „Es ist z. B. Wärme im Zimmer, die in freier Luft nicht angetroffen wird. Ich sehe mich nach der Ursache um und finde einen geheizten Ofen.“ Er sagt also nicht, die Wärme im Zimmer sei vorhanden ohne Ursache. Da also Kant das Gesetz der Causalität im Gebiete der Erfahrung anerkennt, so könnte man sagen, durch Hinweis auf Thatsachen der Erfahrung sei Kant nicht getroffen.

Der Punkt, auf den es bei Vertheidigung des Causalitätsprincips und seiner Anwendung im kosmologischen Beweis hauptsächlich ankommt, ist nicht die Gültigkeit des Principis im Bereiche der schon feststehenden Erfahrung, sondern die über das Bereich der jeweiligen Erfahrung und sogar über die Welt hinausreichende Tragweite jenes Gesetzes. Dass diese Tragweite des Principis es ist, was Kant leugnet, ist aus einer Aeusserung über den kosmologischen Beweis zu ersehen, wo Kant gegen Anwendung des Principis in jenem Beweise einwendet, der Grundsatz, vom Zufälligen auf eine Ursache zu schliessen, sei nur in der Sinnenwelt von Bedeutung, aber nicht über diese hinaus. Denselben Einwand, nur mit etwas anderen Worten, gegen die Tragweite des Principis der Causalität hat in der neuesten Zeit Wundt in seinem „System der Philosophie“ S. 440 wieder erneuert, indem er vom kosmologischen Beweis sagt, derselbe sei ein Regress, der innerhalb der Naturcausalität beginne, aber wenn kein gewaltsamer Sprung gemacht werde, nirgends aus der Naturcausalität hinausführen könne. Der Autor des hier besprochenen Buches hat nun allerdings auf diesen entscheidenden Fragepunkt, die über die Welt hinausführende Tragweite des Causalitätsprincips, auch Rücksicht genommen, aber erst gegen Schluss des Buches<sup>1)</sup>, wo eine angeblich von David Strauss gegen den kosmologischen Beweis erhobene Erinnerung widerlegt wird. Es wäre viel besser gewesen, wenn das, was dort in allerdings treffender Weise gesagt ist, schon früher an der Stelle, wo gegen Kant das Causalitätsprincip vertheidigt wird (S. 11), vorgebracht worden wäre; denn der eigentliche Urheber der betreffenden Einwendung ist Kant<sup>2)</sup>.

Treffend und möglichst populär ist der Beweis geführt, dass die Materie, weil in einer Entwicklung begriffen, nicht ewig sein könne (S. 19); ferner, dass der Gott, zu dessen Existenz die Gottesbeweise führen, als persönliches Wesen gedacht werden müsse, wobei in sehr anerkennender Weise auf Gutberlet's Apologetik Bezug genommen ist (S. 34). Recensent hätte gewünscht, dass bei Discussion der Frage betreffs der Persönlichkeit Gottes jener Beweis, den der Autor in seiner „Heerschau der

<sup>1)</sup> Vgl. Gutberlet's Recension in diesem Jahrbuch Bd. IV. (1891) S. 348 ff.

<sup>2)</sup> Dass Recensent weit davon entfernt ist, Kant's Criticismus und seine Kritik der Gottesbeweise gut zu heissen, dürfte der in diesem Jahrbuch Bd. III. (1890) S. 390 begonnene und in Bd. IV. S. 9 fortgesetzte Artikel zur Genüge zeigen.

Gottesbeweise“ an letzter Stelle (S. 53) aufführt, nämlich der Beweis aus historisch festgestellten Wundern, verwerthet worden wäre; denn es gibt keine Kategorie von Thatsachen, worin sich die Freiheit und Ueberweltlichkeit Gottes, also auch dessen Persönlichkeit so sehr offenbart, wie die Wunder, welche gerade dadurch, dass ihr Eintreten nicht naturgesetzlich geregelt ist, als Werke eines freien und folglich persönlichen Wesens sich documentiren. Der soeben erwähnte Beweis aus Wundern ist überhaupt zwar genannt, aber nicht ausgeführt. Dasselbe gilt von dem Beweis aus dem übereinstimmenden Glauben der Völker. Am vollständigsten und am besten durchgeführt sind der kosmologische und teleologische Beweis; diese bilden den Kern und die Glanzpartie des Buches und enthalten zugleich eine eingehende und treffende Kritik der Descendenzlehre von Darwin und Consorten. Bei dem aus der Existenz und Natur des Menschen geführten Gottesbeweis ist sehr treffend die Wesensverschiedenheit des Menschen von der ganzen Thierwelt nachgewiesen (Vgl. S. 173). Den Beschluss des Werkes bildet die Auflösung einer Reihe von Einwendungen, wobei an einem aus der Paläontologie entlehnten Beispiel der wesentliche Unterschied zwischen ontologischer und kosmologischer Beweisführung sehr anschaulich erklärt wird.

Der Druck ist schön und correct und der Preis so billig, dass das zeitgemässe Buch die grösste Verbreitung verdient.

**Ad 2.** Diese in zweiter Auflage erscheinende Bekämpfung der Darwin'schen Theorie bringt zwar in keinem Punkte etwas wesentlich Neues, sondern ist eine gedrängte Zusammenfassung der schon in andern kleinern und grössern gegen Darwin publicirten Schriften vorgebrachten Gründe gegen die Theorie Darwin's von der Entstehung der Arten; aber dennoch verdient das kleine nur 87 Seiten füllende Buch Beachtung und Verbreitung aus dem Grunde, weil dasselbe für Solche, die aus irgend einem Grunde die grösseren Publicationen über dieses Thema zu lesen nicht Zeit haben, aber dennoch über die so tief einschneidenden Fragen, die mit jener Theorie zusammenhängen, orientirt sein möchten, als zuverlässiger Führer dienen kann. Alle Hauptpunkte der Darwin'schen Theorie und die gewichtigsten dagegen sprechenden Gründe sind möglichst compendiös und klar dargelegt, und zwar in acht Kapiteln, worauf noch zusammenfassende Schlussätze und ein Nachtrag über neuere Vererbungstheorien folgen. Sehr lobenswürdig ist es, dass in jedem Kapitel der Hauptpunkt der Discussion und die Entscheidung darüber in einem kurzen, mit fettem oder gesperrtem Druck ausgezeichneten Satze, klar und bestimmt ausgesprochen ist. Nur in einem Punkte, der übrigens nicht die Sache, sondern die Ordnung des Stoffes betrifft, ist der Recensent mit dem Autor nicht einverstanden. Der Autor hat nämlich die Erörterungen über Variabilität und Vererbung auf die zwei letzten Ka-

pitel (VII. u. VIII.) aufgespart, und diesen die Kapitel über natürliche und künstliche Zuchtwahl und den Kampf um's Dasein vorangehen lassen. Nun aber ist jedenfalls die Variabilität die erste Voraussetzung sowohl der natürlichen als künstlichen Zuchtwahl, weshalb auch Darwin seinem ersten grundlegenden Werke den Titel gegeben hat: „Das Variiren der Pflanzen und Thiere im Zustande der Domestication“, und auch in seinem Werke: „Ueber die Entstehung der Arten“ handeln die zwei ersten Kapitel von der Variabilität, worauf erst „Der Kampf um's Dasein“ folgt.

Dillingen.

Dr. F. X. Pfeifer.

**Moral und Politik.** Von Dr. W. Neurath. Wien, Manz 1891.

Die Macchiavelli sind noch nicht ausgestorben. Der Hegelianer Lasson erklärt den Staat unabhängig von den Gesetzen der Moral und Gerechtigkeit, rücksichtsloser Staats-Egoismus ist die leitende Maxime. Kirchner, der die Sittlichkeit durch die Achtung vor Auctorität bestimmt sein lässt, kann der gesetzgebenden Macht, welche für Andere Auctorität ist, keine Pflichten auferlegen. Dagegen spricht sich in vorliegender Schrift eine solche Achtung vor der Sittlichkeit aus, und der Vf. weiss derselben eine solche Fassung zu geben, dass sie mit der Politik gar nicht in Widerspruch gerathen kann.

„Das höchste Gesetz der Moral oder das oberste Sittengesetz ist nichts Anderes, als das Gesetz des Geistes und der Liebe, das Gesetz des idealen Fortschritts und das Gebot, welches die Verwirklichung des Ideales fordert. In solchem, in diesem allein wahren Sinne kann die Moral weder mit der rechten Religiosität, noch mit einer guten Politik jemals in Widerspruch gerathen. Aber sowohl Religion als Staat können in Conflict kommen mit der Moral, wenn man des höchsten sittlichen Princips vergisst, den Boden der idealen Weltanschauung verlässt und auf die Stufe einer bloßen Gesetzesmoral und Gesetzesreligion zurücksinkt.“

Mit den letzten Worten nimmt jedoch die sittliche Auffassung des Vf.'s eine bedenkliche Schwenkung nach Macchiavelli hin. Er erklärt ja auch ausdrücklich den berufenen Förderer der Cultur für berechtigt, alte politische Verbände zu lösen, d. h. im Interesse der Cultur ein friedliches Volk anzugreifen und eventuell zu vernichten. Er übt längere Kritik an einer Behauptung, die ich in einer Recension der Paulsen'schen Ethik<sup>1)</sup> aussprach, auch um das Menschengeschlecht vom Untergange zu befreien, dürfe man keine Lüge sagen. Er meint, das heisse an todtten Buchstaben haften. Solche Auffassungen ständen auf demselben Stand-

<sup>1)</sup> Philos. Jahrb. III. Bd. (1890) S. 96, f.

punkte, wie die Ungeheuerlichkeit, „dass der Arme, welcher dem reichen Prasser nicht die Schulden bezahlt, verwerflicher handle, als ein Reicher, der in Genüssen schwelgt und dem schuldlosen Armen auch nicht die geringste Hilfe leistet.“

Die Erlaubtheit der Nothlüge beweist er in folgender Weise. „Das Wort, das Versprechen, der Vertrag, sind Mittel im Dienste des Geistes und der seelischen Vereinigung. Die Heiligkeit des Mittels stammt aber aus der Heiligkeit des Zweckes. . . . Wenn man aber lieber Freundschaft, Familie, Staat, Gesellschaft, wenn man eher die Welt preisgeben soll, als ein unwahres Wort gebrauchen: dann widerspricht man einerseits sich selbst, und erhebt andererseits das Mittel zum Zwecke, während man den Zweck zum Mittel herabdrückt. Denn das Ideale, das Reich des Geistes und der Liebe, werden wir nicht verwirklichen, wenn wir zwar das Wort, das Versprechen, den Vertrag unendlich achten, den Menschen aber, die Gesellschaft, den Staat . . . wie ein Nichts fortwerfen.“

Sollte der Vf. damit die Erlaubtheit der Nothlüge bewiesen haben, so steht seine diesbezügliche Auffassung mit der unsrigen nicht im Widerspruch. Wir behaupten blos, wenn etwas der sittlichen Ordnung widerspricht, dann ist es absolut verwerflich, und kann durch keinen Vortheil, auch den höchsten nicht, beschönigt werden.

Diese Absolutheit der sittlichen Forderungen liegt natürlich nicht in den vergänglichen Handlungen, wir achten nicht das Wort, das Versprechen unendlich, sondern die ewigen Normen der Sittlichkeit, den absoluten Willen des unendlichen Gutes.

Der Fragepunkt wird sogleich klarer gestellt sein, wenn wir andere sittliche Vorschriften betrachten. Hält es der Vf. für erlaubt, einen Ehebruch zu begehen, einen Meineid zu schwören, eine Gotteslästerung auszustossen, um den Staat, das Menschengeschlecht, vom Untergange zu retten oder seinen Fortschritt zu fördern? Seine Argumentation verlangt solche Ungeheuerlichkeit.

Wir sind übrigens der festen Ueberzeugung, dass Freundschaft, der Mensch selbst, die Familie, die Gesellschaft, nur da in ihrem wahren Werthe geachtet werden, wo sie in Beziehung zum unendlichen Gute gesetzt werden, wo die sittlichen Vorschriften als Ausfluss eines heiligen göttlichen Willens anerkannt werden. Das „Reich des Geistes und der Liebe“ wird, wie die Geschichte gar deutlich lehrt, nur mit Hilfe und auf dem Boden der christlichen Religion verwirklicht. Draussen sind sie mehr oder weniger leere Worte.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

**Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters.** Texte und Untersuchungen. Herausgegeben von Dr. Cl. Bäumker. Bd. I. Heft 1: **Die dem Boethius fälschlich zugeschriebene Abhandlung des Dominicus Gundisalvi ‚De unitate‘.** Von Dr. P. Correns. Münster, Aschendorff 1891. 56 S. *№ 2.*

Bereits vor mehreren Jahren hatte Prof. C. S. Barach in Innsbruck sich mit dem Gedanken getragen, durch eine ‚Bibliotheca philosophorum mediae aetatis‘ fühlbare Lücken in der Kenntniss der philosophischen Literatur des Mittelalters auszufüllen. Wir verdanken ihm die Herausgabe einiger nicht ganz unwichtiger philosophischer Schriften des 12. und beginnenden 13. Jh.'s, welche von viel Fleiss aber wohl nicht von dem ganzen Umfange der hierzu nothwendigen Voraussetzungen Zeugniss gibt. Indes wurde er an der Fortsetzung seines Unternehmens schon sehr bald durch einen frühen Tod gehindert. Um so freudiger ist es zu begrüssen, dass nunmehr von berufener Seite jener Gedanke Barach's wieder aufgegriffen wurde, welcher nothwendig ausgeführt werden muss, soll nicht unsere Kenntniss der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie hinter jener der alten und neueren Zeit weit zurück bleiben.

Prof. Bäumker's „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters“ beginnen mit einem von Dr. P. Correns bearbeiteten Tractate des 12. Jh.'s ‚De unitate‘. Derselbe übte zwar auf die fernere Entwicklung der Scholastik keinen merkbaren Einfluss aus. Das Interesse, welches er beanspruchen darf, liegt vielmehr in der eigenthümlichen Richtung, die seine philosophischen Lehren bekunden, wie in der Art und Weise der literarischen Production in jenem Zeitpunkte, wo sich die ersten Spuren eines sich dem christlichen Abendlande eben anbietenden neuen Gedankenmaterials verrathen. Er gehört in die Reihe jener nicht seltenen Schriften aus der zweiten Hälfte des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, welche bei einem möglichst geringen Maasse selbständiger Leistung ihrer Verfasser, eine um so grössere Abhängigkeit von den Quellen aufweisen. Als solche Quellen sind in dem vorliegenden Tractate Boethius und insbesondere Ibn Gabirol in ausgiebigster Weise benutzt. Die bemerkenswerthesten Gedanken des Tractates ‚De unitate‘ sind etwa folgende: Die erste und wahre, die schöpferische Einheit schuf eine zweite unter ihr stehende und von ihr gänzlich verschiedene. Diese besteht in der absteigenden Stufenfolge von Wesen (von Intelligenzen, vernünftigen, sinnlichen Seelen u. s. w.) durchgängig aus Materie und Form. Materie und Form werden mit einander verbunden durch die Einheit, welche letztere aber alsbald selbst wieder mit der Form identificirt erscheint.

Den Text der Schrift stellte Correns aus drei Handschriften der Pariser Nationalbibliothek her und fügte ihm nachträglich die Lesarten

dreier weiterer Codices (cod. lat. 195 und 5508 der Wiener Hofbibliothek und cod. lat. 527 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek) hinzu. Auf Grund innerer Kriterien schliesst er mit der grössten Wahrscheinlichkeit auf **Dominicus Gundisalvi** als Verfasser.

Wenn Correns bei der Inhaltsanalyse der Schrift auf die mannigfache Uebereinstimmung des Platonismus eines Augustinus und Boethius mit dem Neuplatonismus Ibn Gabirols aufmerksam macht und den nahe liegenden Gedanken als wahrscheinlich hinstellt, „dass der Platonismus resp. Neuplatonismus dieser beiden Vertreter der patristischen Periode **Dominicus Gundisalvi** für die Annahme des Neuplatonismus **Avencebrol's** vorbereitet habe“, so dürfte vielleicht ein anderes Moment für die hierher gehörigen Scholastiker ganz im allgemeinen mit mehr Recht hervorgehoben werden, nämlich dass der christliche Platonismus der Patristik weniger vorbereitend wirkte, als vielmehr durch die arabischen und ihnen verwandten Schriften eine Art nachträglicher Bestätigung sowie ausgedehnteres Verständniss und Aufnahme empfing.

Schliesslich sei die Bemerkung gestattet, dass dieses erste Heft der angekündigten Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie von Correns in einer nach jeder Hinsicht gediegenen Weise, die dem neuen Unternehmen nur zur Empfehlung dienen kann, bearbeitet ist.

Regensburg.

**Dr. J. A. Endres.**